

DOERTE BISCHOFF und MARTINA WAGNER-EGELHAAF

Mitsprache, Rederecht, Stimmgewalt: Genderkritische Perspektiven und Transformationen der Rhetorik

Einleitung

Knapp hundert Jahre ist es her, dass Frauen in Deutschland nach zähen politischen Kämpfen im November 1918 das aktive und passive Wahlrecht gewährt wurde. Dass damit „die Frauenfrage“ bereits „gelöst“ gewesen wäre, wie Marie Juchacz, eine der ersten Rednerinnen in der Weimarer Nationalversammlung, kurz darauf hoffnungsvoll feststellte,¹ wird heute niemand mehr behaupten. Zu deutlich werden im historischen Rückblick die Rückschläge und Widerstände erkennbar, die einer tatsächlichen Gleichstellung von Frauen in der Politik wie in anderen Bereichen gesellschaftlicher Entscheidung, Machtausübung und Repräsentation in den folgenden Jahrzehnten immer wieder entgegenstanden. So verdrängte der Nationalsozialismus die Frauen nicht nur durch eine programmatische Festlegung ihrer Rolle auf die der nicht berufstätigen Hausfrau und Mutter aus dem öffentlichen Leben, sondern auch durch massive Einschränkung der Studentinnenzahlen sowie durch den Entzug des passiven Wahlrechts, der Zulassung zum Richteramt und zur Habilitation. Wie mühsam sich die Gesellschaft von den Prägungen dieser Zeit, deren Geschlechterideologie bei aller auch

¹ Vgl. Maria Juchacz: Rede in der Nationalversammlung, 11. Sitzung, 19.2.1919, in: *Verhandlungen der verfassunggebenden Deutschen Nationalversammlung*, Bd. 326: *Stenographische Berichte. Von der 1. Sitzung am 6. Februar 1919 bis zur 26. Sitzung am 12. März 1919*, Berlin 1919/20, S. 178. Elektronische Ausgabe abrufbar unter http://mdz1.bib-bvb.de/cocoon/reichsblatt/Blatt_bsb00000010,00185.html, 18.4.2006. Zu Rednerinnen der Weimarer Nationalversammlung vgl. auch den Beitrag von Christiane Streubel in diesem Band.

propagierten Fortschrittlichkeit an jahrhundertalte Rollenbilder angeschlossen, erholt hat, zeigen die verschiedenen Phasen, in denen eine neu sich konstituierende Frauenbewegung und Genderforschung seit den 1970er Jahren weibliche Partizipation und Mitbestimmung dieser Forderungen war dabei die offensichtliche Diskrepanz, die zwischen der seit 1949 im Grundgesetz der Bundesrepublik verankerten Gleichberechtigung und der faktischen Ungleichheit, die sich an der großen Überzahl männlicher Repräsentanten in Politik, Justiz, Wirtschaft und Forschung ablesen ließ und teilweise immer noch lässt. Obwohl Frauen durchaus von ihrem verbürgten Recht, ihre Stimme abzugeben, Gebrauch machten und mit dazu beitrugen, politische Wahlen zu entscheiden, sind sie doch andererseits sehr zögerlich gewesen, auch das ihnen ebenso zustehende passive Wahlrecht, also das Recht, gewählt zu werden und selbst als Repräsentantin aufzutreten, in gleicher Weise zu nutzen. Offenbar sind mit dem Zugang zu repräsentativen Ämtern und Funktionen nicht zugleich auch schon die Bereitschaft und die Möglichkeiten dafür geschaffen, dass Frauen öffentlich ihre Stimme erheben, vor großem Publikum überzeugend als Fürsprecherinnen von Parteien und Kollektivinteressen auftreten und sich erfolgreich in Konflikt- und Verhandlungssituationen behaupten.

Öffentliche Rede und die Fähigkeit, durch eine bestimmte Art des Auftritts und der Darstellung wie Selbst-Darstellung andere zu gewinnen, kann und muss offensichtlich erlernt werden. Dieser Einsicht tragen zahlreiche in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten publizierte Rhetorikratgeber sowie viele Angebote für Rhetorikkurse, die sich ausschließlich an Frauen richten, Rechnung.² Allerdings sind dem Versuch, Frauen rhetorisches Geschick und Kalkül zu vermitteln, gerade in diesem Fall deutliche Grenzen gesetzt, denn dieser Anspruch setzt einen *state of the art* voraus, dem gerecht zu werden das ‚nachholende Geschlecht‘ sich nun bemühen müsste. Wie zahllose Beispiele von öffentlichen, häufig medial vermittelten und kommentierten Redeauftritten von Frauen gezeigt haben, ist selbst die Rednerin, die alle Feinheiten eines nach Regeln der rhetorischen Kunst verfertigten und präsentierten Vortrags

beherrscht, häufig damit konfrontiert, dass ihr Auftritt als weniger überzeugend wahrgenommen wird als der nach ähnlichen Regeln konzipierte und agierte Vortrag eines Mannes. Jenseits aller erlernbaren Gesetzmäßigkeiten und vielfach niedergelegter und kodifizierter rhetorischer Erfahrungen macht sich hier offenbar Geschlecht als Kategorie geltend, die nicht nur die Produktion, sondern auch die Rezeption und damit notwendig den Erfolg der Präsentation nachhaltig mitbestimmt. Kann angesichts langer Prägungen der Wahrnehmung zumeist männlicher Redner eine Rede, kann ein Redeauftritt im Hinblick auf die Kategorie Geschlecht überhaupt neutral sein? Ist die Rhetorik, die ja nicht nur eine bis in die Antike zurückreichende Tradition hat, sondern die auch ganze Epochen hindurch in Schulen und Akademien den grundlegenden Kanon des Wissens- und Erlernenswerten mitbestimmte, eine neutrale Disziplin? Dort, wo sich die Frage nach weiblicher Redekompetenz und Redeweise mit Analysen der Wahrnehmung und Wirkung weiblicher Redeauftritte, auch durch Frauen und auch durch die Rednerin selbst, verschränkt, eröffnet sich offensichtlich ein Feld, das der klassischen Rhetorik nicht umstandslos zugerechnet werden kann. Vielmehr fordert es dazu heraus, diese in ihren theoretischen, systematischen und historisch-politischen Ausprägungen kritisch zu beleuchten, ihren Geltungsbereich zu erweitern und zu verändern, indem neue Perspektiven und Kategorien eingeführt werden, welche die immer noch häufig behauptete Gender-Neutralität der Rhetorik in Frage stellen.

Die Verschränkung der beiden skizzierten Fragestellungen, die einmal auf weibliche Rednerinnen, einmal auf die impliziten Zuschreibungen von Rollenmustern und Weiblichkeitsbildern gerichtet sind, findet sich im Titel des Forschungsprojekts ausgedrückt, dem der vorliegende Band seine Entstehung verdankt. „Weibliche Rede – Rhetorik der Weiblichkeit“³ fokussiert in seiner chiasmischen

² Vgl. hierzu auch den Beitrag und die Literaturhinweise von Lily Tonger-Erk in diesem Band.

³ Ein erster Band, der das Projekt, welches in den Jahren 1997-2001 zunächst vom Ministerium für Schule, Weiterbildung, Wissenschaft und Forschung des Landes NRW und später von der DFG gefördert wurde, vorstellt und eine in dessen Kontext veranstaltete Tagung dokumentiert, erschien bereits unter dem Titel *Weibliche Rede – Rhetorik der Weiblichkeit* 2003 im Rombach-Verlag. Die darin von uns als Herausgeberinnen formulierte Einleitung beschreibt viele auch für den vorliegenden Band relevante Forschungstendenzen und den spezifischen Einsatz des Projektes selbst. Auf

Formulierung jene oft prekären Kreuzungspunkte zwischen Rhetorik und Geschlechterdifferenz, die das vorgängige Vorhandensein ihrer Elemente gerade zur Disposition stellt: Es geht nicht darum, Weiblichkeit der Rede vorauszusetzen als eine Gegenheit, die lediglich ihre angemessene rhetorische Repräsentation herausfordert. Auch soll die Rhetorik nicht als monolithisches Regelwerk betrachtet werden, als das es in Hand- und Lehbüchern der so bezeichneten Disziplin häufig erscheint. Beide Bezugspunkte der Analyse werden vielmehr als unhinergebar aufeinander bezogene begriffen. Dadurch kristallisiert sich eine Vielzahl unterschiedlichster Forschungsperspektiven heraus, die – mal eher historisch, mal theoretisch, mal phänomenbezogen argumentierend – sich jedoch jeweils in ihrer Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang zwischen dem Sprechen von Rednern bzw. Rednerinnen und der Rede über sie, zwischen rhetorischer Präsentation und der Rhetorizität der Stile, Orte und Protagonisten der Repräsentation berühren.

Die Bundeskanzlerin und die Rede

Viel hat sich in den vergangenen Jahren getan: allein während der Monate, in denen dieses Buch entstand, haben sich Themen und Stile der öffentlichen Diskussion über weibliche Rednerinnen und

sie sei hier ausdrücklich verwiesen. Konkreter Anlass für die Entstehung dieses zweiten Bandes zum Fragenkomplex um Gender und Rhetorik war eine Sommerschule „Rhetorik und Geschlechterdifferenz“, die wir vom 9. bis 20. August 2004 an der Universität Münster mit Hilfe des großzügig dotierten Frauenförderpreises der Universität veranstalten konnten. Auch die Publikation, die zum Teil während der Sommerschule gehaltene Vorträge eingeladener Wissenschaftlerinnen dokumentiert, zum Teil aber auch Beiträge einzelner Teilnehmerinnen der Sommerschule sowie jüngerer Wissenschaftlerinnen, die in der einen oder anderen Weise am Projekt mitgearbeitet haben, versammelt, konnte mit diesen Mitteln ermöglicht werden. Hierfür möchten wir der Universität (bes. auch der Gleichstellungsbeauftragten, die Projekt und Bewegung unterstützt und mit Interesse begleitet hat) an dieser Stelle herzlich danken. Dank gilt auch Claudia Röser, die nicht nur als Verfasserin eines Aufsatzes, sondern auch als Betreuerin der formalen Einrichtung des Bandes einen wichtigen Beitrag zu dessen Realisierung geleistet hat.

Repräsentantinnen signifikant verändert. Als deutlichster Indikator kann die Prominenz gelten, die ehemals marginalisierten sogenannten Gender-Themen inzwischen durch ihre Platzierung auf ersten Seiten seriöser Zeitungen sowie in politischen Journalen und prominenten Talkshows eingeräumt wird. Anlass und Symptom dieser Veränderung zugleich ist dabei die Tatsache, dass Deutschland erstmals in seiner Geschichte von einer Frau regiert wird. Angela Merkel hat das höchste politische Amt im Staat nicht nur konsequent angestrebt, sie wurde zudem von einer konservativen Partei nominiert und später auch von vielen Mitgliedern anderer Parteien in das Amt gewählt. Einmal mehr legt sich der Eindruck nahe, dass die „Frauenfrage“ nun, da es als möglich und zunehmend selbstverständlich wahrgenommen wird, dass das Land eine weibliche Spitzenpolitikerin und Repräsentantin hat, gelöst sei.

Dagegen spricht, dass seit den ersten Spekulationen über eine Kandidatur Merkels die Frage nach der Bedeutung ihrer Weiblichkeit Debatten und Stellungnahmen aller Art provoziert hat – womit nicht das Verschwinden des Themas, sondern gerade seine besondere Virulenz erkennbar wurde. Dabei war Merkel, die nüchterne Naturwissenschaftlerin, offensichtlich selbst in besonderer Weise um Gender-Neutralität bemüht.⁴ Registriert etwa wurde ihr Versuch, „ihre Tonlage in einem angenehmen Frequenzbereich zu halten“,⁵ wobei ‚angenehm‘ deutlich die Norm der sonst meist gehörten männlichen Stimmlage voraussetzt.⁶ Was bei anderen, etwa ihren männlichen Konkurrenten, als natürliche und gleichsam

⁴ Zu diesem Bemühen, sich selbst als gender-neutral zu präsentieren, als typische Strategie von Frauen, um sich als Rednerin in einer männlich dominierten Politik und Rhetorik Gehör zu verschaffen, vgl. auch den Beitrag von Brigitte Mihal in diesem Band.

⁵ Wilhelm Streit: *Die Rhetorik von Bundeskanzler Gerhard Schröder und seiner Herausforderin Angela Merkel*, 1.7.2005, <http://www.management-kommunikation.de/Rhetorik-Analyse2005-07-01Streit/WilhelmRhetorikvergleichMerkelSchröder.rtf>, 4.4.2006. Wie aus einem Interview im Jahre 2002 hervorgeht, war Merkel sich selbst dieses ‚Problems‘ offenbar bewusst: „[W]as mir immer zu schaffen macht ist, dass Frauen mit ihrer Stimme eher beachtet/teig sind.“ In: *Christmon* 2 (2002), S. 24-26, S. 24.

⁶ Vgl. Josef Klein: „Merkels langer Weg in den Rede-Olymp“, in: *SZ* (1.12.2005), S. 2. Hier heißt es explizit: „Sie kann die Unerregtheit des weiblichen Stimmvolumens gegenüber dem männlichen annähernd ausgleichen.“

ar-rhetorische Gegebenheit aufgefasst wird, erscheint bei der weiblichen Kandidatin als rhetorische (Kompensations-)Anstrengung, die als solche Kommentare herausfordert. In ähnlicher Weise wird in Merkels Regierungserklärung, ihrem bis dahin längsten öffentlichen Redeauftritt, die häufige Bezugnahme auf sich selbst in der ersten Person bemerkt. Redeanalysten wie der Sprachwissenschaftler Josef Klein bemerken zwar wohlwollend, dass Merkel die sich mit der Gattung ‚Regierungserklärung‘ notwendig stellende rhetorische Aufgabe, neben dem politischen Programm auch ein persönliches Profil erkennenbar werden zu lassen, gemeistert habe,⁷ andere Kommentatoren kritisieren aber die Bezüge auf ihre eigene Person als aufgesetzt: „Zwar versuchte Merkel, bewusst oder unbewusst, die Rede zu personalisieren. Sie benutzte das Personalpronomen *ich* so häufig wie es der Egomane Schröder in solchen Reden nie getan hat.“ Dennoch oder gerade wegen dieser Häufung sei „Merkels häufiger Selbstbezug weniger Bekanntheit als vielmehr rhetorische Figur“ gewesen.⁸ Was bei Männern als selbstverständlicher Ausdruck von Ethos und Persönlichkeit empfunden wird,⁹ erscheint hier als künstlich-antrainiertes Bemühen, sich selbst zu behaupten. Analysen wie diese veranlassen also zum kritischen Nachdenken darüber, inwiefern die rhetorische Norm des als glaubhaft und angemessen empfundenen als männlich gesetzt ist, indem sie die Bedingungen der Herstellung und Eintübung solcher in erfolgreichen Reden aktualisierten Norm zu bedenken geben.

Haben also, wie gezeigt, viele, vor allem männliche Kommentatoren Merkels Rhetorik an einer normativen, vermeintlich gender-neutralen rhetorischen Norm gemessen und ihr dabei entweder gute Fortschritte oder Aufholbedarf attestiert,¹⁰ so sah Merkel sich

⁷ Vgl. Klein: „Merkels langer Weg in den Rede-Olymp.“

⁸ Kurt Kister: „Post-Gerd-Ära“, in: *SZ* (10./11.12.2005), S. 1 (Wochenende).

⁹ Vgl. hierzu wiederum auch den Beitrag von Brigitte Mral in diesem Band sowie die dort zitierte weiterführende Literatur zum Thema.

¹⁰ Vgl. etwa Streit: *Die Rhetorik von Schröder und Merkel*. Schröder habe, so heißt es hier, die besonders wirkungsvolle Kunst, Pausen zu machen, die „den guten Rhetoriker aus[s]mache!“, ausgiebig praktiziert. „Angela Merkel muss das noch lernen.“ Demgegenüber beschönigte der Chefredakteur der Zeitschrift *Der neue Redenberater*, Friedhelm Franken, Merkel für ihre Regierungserklärung die „Bestnote“. Vgl. <http://www.management-kommunikation.de/Rhetorik-Analyse2005-11-30/FrankenFriedhelmRegierungserklaerungMerkel.rtf>, 4.4.2006.

andererseits der Kritik ausgesetzt, nicht ‚weiblich‘ genug zu wirken. Konkret betraf dies sowohl ihre äußere Erscheinung, Frisur und Kleidung, wie auch die Vermittlung von „Herz“, Gefühl und Charme, die offenbar in besonderer Weise von der weiblichen Kandidatin erwartet wurden. Offensichtlich hat sich Merkel im Laufe der Zeit bemüht, auch auf diese Kritik zu reagieren.¹¹ Vor allem in jüngerer Zeit, in der bereits erste Bilanzen zu Merkels Führungsstil gezogen wurden, wurde sie gerade für solche Kommunikationsstile gelobt, die traditionell weiblich kodiert sind: dialogische Kompetenz, Empathie und Verzicht auf hypertrophe Selbstdarstellung zulasten der jeweils verhandelten Sache.¹² Damit ist es ihr offensichtlich gelungen, Erwartungen gerade auch einer weiblichen Wählerschaft gerecht zu werden, die jenen ‚weiblichen‘ Qualitäten und Redestilen ausdrücklich im Kontext politischer Rhetorik positive Effekte zutraut, wo sie bislang eher marginalisiert wurden. Als nicht konsensfähige und von Merkel entsprechend unkommen-

¹¹ „Ein Hauch von Herz“ titelte die *Süddeutsche Zeitung* etwa anerkennend im Zusammenhang mit Berichten über Merkels Regierungserklärung und kommentierte, die neue Kanzlerin habe „Herz in die Debatte [gebracht]. So viel Herz wie noch nie in einer Rede – und wie man es der stets möglichst emotionslosen CDU-Chefin kaum zugezogen hätte“. *SZ* (1.12.2005), S. 3. Zur Wahrnehmung und Figuralisierung Angela Merkels im öffentlichen Diskurs vgl. auch den Beitrag von Martina Wagner-Egelhaaf in diesem Band.

¹² Vgl. Klein: „Merkels langer Weg in den Rede-Olymp.“ Klein hebt besonders die dialogischen Elemente in Merkels Reden sowie ihre Konsensorientierung hervor. Vgl. auch Evelyn Roll: „Auszeit für Alphatere“, in: *SZ* (7.2.2006). Hier werden Mitglieder der SPD-Fraktion zitiert, die Merkels „kooperativen Diskussionsstil“ loben sowie die Tatsache, dass sie zuhören könne, ausreden lasse und vermittele. Vgl. außerdem die Analyse des TV-Duells zwischen Schröder und Merkel vom „Zienterra Institut für Rhetorik und Kommunikation“ vom 4.9.2005, in der es ausdrücklich heißt: „Weiblichkeit ist ein Vorteil. Frauen müssen ihn nur nutzen.“ http://www.rhetorik-online.de/e2633/e1221/pr_meldung2652/index_ger.html, 4.4.2006. Eine programmatisch positive Bewertung traditionell ‚weiblicher‘ Redestile vertreten ähnlich auch viele aktuelle Rhetorikschulen und -handbücher. So annouciert die Bonner „Akademie für Management-Kommunikation und Redensuchen“ speziell an Frauen adressierte Rhetorikkurse mit dem Titel „Frauenpower: Weibliche Kommunikation für erfolgreiche Rede nutzen“ mit der Feststellung: „Eins ist unbestritten: Frauen denken anders, Frauen kommunizieren einfühlsam und verfügen über ein hohes Potenzial an emotionaler Intelligenz.“ http://www.management-kommunikation.de/produktmodul_frauen.htm, 4.4.2006.

tierte Kritik erwies sich dagegen der Versuch, ihr wegen ihrer Kinderlosigkeit eine defizitäre Weiblichkeit zu unterstellen und ihre Eignung als Repräsentantin von Frauen zu bezweifeln.¹³

Aufmerksamkeit erregten dagegen Unterschriftenlisten und öffentliche Bekenntnisse, die Merkel ausdrücklich als neue weibliche Leitfigur propagierten.¹⁴ Indem Merkel, die sich selbst zuvor nie ausdrücklich in diesem Sinne identifiziert hatte, plötzlich gar als feministische Hoffnung gefeiert wurde, ignorierten die Kommentare regelrecht ihre Versuche, Neutralität in Bezug auf das eigene Geschlecht zu behaupten. Die Rezeption nahm Merkel eben vielfach sehr wohl als Frau wahr und verknüpfte gerade damit spezifische politische Hoffnungen. Damit aber war sie gezwungen, „ihre Herausforderung als frauenpolitische Hoffnung“¹⁵ ernst zu nehmen und sich bei aller Neutralität auch und zugleich als Repräsentantin der Frauen zu entwerfen. Wenn dies wiederum zu Widersprüchen und Brüchen in ihrer Selbstdarstellung als politische Repräsentantin führte, so kann ihr dies nicht als persönliches Problem, Zeichen etwa ihrer mangelnden rhetorischen Kompetenz, angelastet werden. Vielmehr weisen diese Widersprüche auf strukturelle Probleme, die sich mit dem erstmaligen Auftritt einer Bundeskanzlerin verbinden.

Die beschriebenen Beispiele zur rhetorischen Performanz und Wirkung Angela Merkels werfen auch die Frage auf, inwiefern Neutralität – und sei es als Fernziel weiblicher Emanzipation in der Welt der Politik und öffentlichen Ämter – überhaupt möglich oder erstrebenswert sein kann. Wenn sich in den neueren Debatten eine

¹³ So die damalige Kanzlergattin Doris Schröder-Köpf: Kritik an diesem Angriff kam u. a. von der FDP-Politikerin Silvana Koch-Merin, die feststellte: „Die Zeiten von Mutterkreuz und Gebährräume sind glücklicherweise vorbei.“ http://www.rhetorik.ch/Aktuell/05/09_02.html, 4.4.2006.

¹⁴ Zu nennen sind hier vor allem der „Appell der 33“, den Alice Schwarzer zusammen mit einer Reihe vorwiegend, aber nicht ausschließlich weiblicher Unterstützer in der Zeitschrift *Emma* am 29.9.2005 initiierte (vgl. <http://www.emma.de/632635883929121.html>, 4.4.2006) sowie eine von 130 prominenten Frauen unterzeichnete ganzseitige Anzeige zugunsten der Kandidatin Angela Merkel in der *F&Z*: Vgl. hierzu Ansgar Graw: „Frauen stehen wie ein Mann hinter der Frau“, in: *Die Welt* (1.10.2005), <http://www.welt.de/data/2005/10/01/783243.html>, 4.4.2006.
¹⁵ Vgl. die Analyse des TV-Duells zwischen Schröder und Merkel von Gabriele und Günter Zienterra (vgl. Anm. 12).

Tendenz abzeichnet, Gender als Kategorie in die Analyse und Beurteilung eines Redeaktes samt seinen Rahmenbedingungen und Wirkungen miteinzubeziehen, so zeigt sich zugleich, dass dies nicht das Festhalten an alten Stereotypen und Verknüpfungen bedeuten muss, sondern diese vielmehr in Bewegung geraten lässt. Gerade weil Angela Merkel die Erwartungen, die einer Rednerin entgegengebracht werden, so häufig irritiert, trägt sie zu deren ausdrücklicher Artikulation und gelegentlich zu ihrer Revision bei. Dabei werden offenbar auch Redestile, die früher als nachahmenswerte Norm galten, auf neue Weise der kritischen Beobachtung ausgesetzt. Gerhard Schröders markige Siegerposen und die Zurschausstellung eines unerschütterlichen Glaubens an die eigene Macht nach dem für seine Partei unerwartet guten Ausgang mag auch als Reaktion auf die Tatsache interpretiert werden, dass es sich bei seiner Herausforderin um eine Frau handelte, deren Schwäche und Nicht-Eignung für ‚sein‘ Amt er durch eine betont männliche Selbstdarstellung implizit vorführen wollte. Gerade dieser Auftritt jedoch wurde anschießend als besonders unpassend kritisiert, was – genau im Gegensatz zur antizipierten Wirkung – den Effekt hatte, dass sein Auftritt als leere machohafte Potenzgeste und gerade nicht als rhetorisch neutraler Ausdruck staatsmännischer Souveränität gedeutet wurde.¹⁶ Das Auftauchen der Gender-Kategorie bedeutet also keineswegs nur, dass nach der Eignung von Frauen bzw. nach Ausgrenzungsmechanismen und Rollenmustern gefragt wird, die Frauen den Aufstieg erschweren oder unmöglich machen, sondern eben auch, dass das Geschlecht der Macht, die rhetorischen Strategien seiner Inszenierung und Inthronisierung, erkennbar und analysierbar werden. Damit jedoch werden sie als Strategien erkennbar, die in bestimmten Kontexten wirksam sind und die von all jenen, die sich darin bewegen und behaupten wollen, erlernt und eingesetzt werden können, unabhängig vom Geschlecht. Kein Verhalten, kein rhetorischer Stil ist per se ‚männlich‘, vielmehr werden durch die Entflechtung der unausgesprochenen Verbindung von wirkmächtiger Rhetorik und Männlichkeit sowohl andere Rhetoriken

¹⁶ Vgl. einen Artikel von Bernd Illrich in der *ZEIT* vom 5.1.2006. Dort heißt es u. a.: „Schon am Wahlabend mit den peinlichen Macho-Ausfällen des Kanzlers wurde klar, dass diese Art, Politik zu machen, ihren Höhe-, aber auch ihren Wendepunkt erreicht hatte.“ <http://www.zeit.de/2006/02/Ausblick?page=all>, 4.4.2006.

(im Plural) als auch andere, von den klassischen Stereotypen abweichende Darstellungsweisen von Männern und Frauen, Männlichkeit und Weiblichkeit, denkbar.

Moderatorinnen: das veränderte Gesicht der Medienmacht

Beigetragen zu einer veränderten Wahrnehmung öffentlich agierender und rhetorisch sich profilierender Frauen haben zweifellos eine ganze Reihe von TV-Moderatorinnen, die in den vergangenen Jahren zunehmend politische und gesellschaftlich relevante Debatten begleitet, strukturiert und teilweise auch angeregt haben. Verglichen mit der Rolle, die etwa einer Tagesschau-Sprecherin in den 1970er und 1980er Jahren zukam, nämlich vor allem sprachliches Medium einer zumeist von Männern ausgewählten, formulierten und kommentierten politischen Agenda zu sein, hat sich das Erscheinungsbild der in seriösen Formaten auftretenden Frauen in relativ kurzer Zeit radikal gewandelt. Anstatt einer Meldung die Stimme zu leihen bzw. durch ein ansprechendes und stark genormtes Äußeres (man denke nur an die Kommentare, die durch die ersten dunkelhaarigen Sprecherinnen provoziert wurden) den Vermittlungs-Vorgang als reibungslosen zu garantieren, lässt sich bei *Politjournal-Moderatorinnen* wie Gabi Bauer, Anne Will und Marietta Slomka oder bei Gasgeberinnen von Talkrunden wie Sandra Maischberger oder Maybrit Illner deutlich die Herausbildung eines eigenen, ebenso persönlichen wie professionellen Stils beobachten, der sich durch jeweils spezifische rhetorische Kunstgriffe und Strategien charakterisieren lässt.¹⁷ Dass Frauen sich gerade als Moderatorinnen von Sendungen, in denen neben politischen Themen im engen Sinne auch solche verhandelt werden, die allgemeinere gesellschaftliche Fragen betreffen, durchgesetzt haben, lässt sich als Indiz dafür begreifen, dass mit der Auflösung der strikten Trennung von Genderrollen im Fernsehen auch die Vorstellung einer klaren Abgrenzbarkeit des Politischen zunehmend einem Interesse und Verständnis für jene diskursiven Vorgänge

¹⁷ Zur Verwendung von Ironie in diesem Zusammenhang vgl. etwa Georg Dietz: „Meinen die das ernst? Wie Anne Will und Marietta Slomka die Ironie in den deutschen Fernsehjournalismus einkehrt haben“, in: *DIE ZEIT* 5 (26.1.2006).

gewichen ist, die am Zustandekommen einer politisch zu nennenden Agenda beteiligt sind. Dies betrifft auch und gerade die Gender-Frage, die bereits vor der Wahl Merkels zur Bundeskanzlerin in vielen Talkshows und Magazinsendungen als politisch relevantes Thema präsentiert und diskutiert wurde.

Indem Moderation in diesen Formaten in der doppelten Bedeutung des (lat.) Wortes, nämlich zum einen im Sinne von Mäßigung und Vermittlung, zum anderen aber auch im Sinne von Lenkung und Herrschaft zum Tragen kommt, verknüpfen sich zudem traditionell eher als ‚weiblich‘ kodierte Fähigkeiten und Gesprächsstile mit ‚männlich‘ gedachten Führungsqualitäten und tragen zur Subversion dieser Dichotomie bei. Auch Führung und Einflussnahme bleibt hier offensichtlich auf dialogische, sprachshafte Prozesse bezogen, bei denen die Moderatorin als Einladende und die Diskussion Anstoßende, nicht aber primär als Macht- und Entscheidungsinstanz in Erscheinung tritt.

Dass gleichwohl auf diese Weise weibliche Positionen etabliert werden, die nicht nur mit Charisma, sondern auch mit Einfluss und Macht verbunden werden können, ist nicht unbemerkt geblieben und hat unterschiedliche Reaktionen auf den Plan gerufen. So hatte Friedrich Merz der ehemaligen Tagesthemen-Moderatorin und Gasgeberin der nach ihr benannten Sendung „Sabine Christiansen“ zu deren 250. Folge gratuliert mit den Worten, diese sei zu einem entscheidenden Forum geworden, das die politische Agenda in Deutschland inzwischen stärker präge als der Bundestag. Diese Bemerkung veranlasste daraufhin den FAZ-Redakteur Frank Schirrmacher zu jenem provokativen Essay, dessen Titel „Männerdämmerung“ bereits seine kulturkritische Grundierung annouciert. Seine Aufgabe sieht der Verfasser offenbar darin, die neuen Stile der Macht zu entlarven: Was als weiche, weibliche Gesprächsführung daherkomme, sei in Wirklichkeit Ausdruck eines nicht auf den ersten Blick erkennbaren, dafür aber umso nachhaltiger wirksamen gesellschaftlichen Umsturzes, der von mächtigen Frauen betrieben und herbeigeführt werde.¹⁸ Insbesondere Moderatorinnen geraten

¹⁸ Frank Schirrmacher: „Männerdämmerung“, in: *FAZ* 149 (1.4.2003), S. 33. „Nicht viele Männer haben bislang begriffen, was da vor sich geht“, so die Kernzeile des Pamphlets, das mit seiner ‚Wacht auf‘-Rhetorik die Aufmerksamkeit einer männlichen Leserschaft gewinnen will und Dringlichkeit suggeriert.

ins Schussfeld der Kritik, die sich aber zugleich auf Verlegerinnen wie Ulla Berkewicz oder Friede Springer sowie Elke Heidenreich als Literaturkritikerin ausdehnt, um zu der in apokalyptischen Farben ausgemalten Vision einer von Frauen beherrschten „Bewußtseinsindustrie“ zu gelangen. Die Unterstützung, die Angela Merkel durch den Zusammenschluss einiger dieser „mächtigen Frauen“ erfährt, wird denn auch – bereits 2003 – als Signal einer bedrohlichen Verweiblichung von Politik und Gesellschaft gedeutet. Denn was vordergründig Symptom gesellschaftlicher Höherentwicklung und fortschreitender Zivilisierung sei, die ‚Delegierung‘ politischer, wirtschaftlicher und kultureller Macht an Frauen, kündige, so der Verfasser unter Anrufung des konservativen Kulturkritikers Arnold Gehlen, bereits die Heraufkunft männerordender Furien an, die sich in eine Reihe mit Judith, Klytemnästra, Antigone, Charlotte Corday u.a. stellen lassen. Die Parade mythischer und historischer Frauengestalten, die als Verkörperungen besonders grausamer und zerstörerischer Handlungen in das kulturelle Gedächtnis eingeschrieben sind, deutet bereits darauf hin, dass hier keine Tendenz zu erkennen ist, die neueren Entwicklungen als Chance für die politische und rhetorische Kultur einer Gesellschaft und damit auch für deren männliche Mitglieder, zu begreifen. Stattdessen dienen archaische Essenzialisierungen von Weiblichkeit und Männlichkeit zur Strukturierung eines Arguments, das die implizite Reduktion potenzieller Rezipienten auf männliche Leser offenbar in Kauf nimmt. Gegen Schirmmachers Behauptungen ließen sich eine Reihe von korrigierenden Fakten anführen, wie etwa die Ergebnisse der Medienanalysen von Barbara Sichteremann und Andrea Kaiser gezeigt haben, in denen die starke Präsenz von Frauen in bestimmten Fernsehformaten als „Emanzipationsfassade“ gekennzeichnet wurde, hinter der fast ausschließlich männliche Unternehmer und Programmchefs weiterhin die Fäden ziehen.¹⁹

Doch entscheidender als die Enkräftung von Szenarien einer strategischen weiblichen Machtübernahme in Deutschland durch widersprechende Fakten und Statistiken, scheint in diesem Fall eine Aufmerksamkeit für die rhetorischen Winkelzüge, die das Argu-

¹⁹ Barbara Sichteremann und Andrea Kaiser: *Frauen sehen besser aus. Frauen und Fernsehen*, München 2005, S. 100.

ment hier stützen und seine Wirkung entfalten helfen sollen. Diese nämlich sind, wie ihre paraphrasierende Wiedergabe hier nur andeuten kann, zahlreich und insofern durchaus der genaueren Betrachtung wert,²⁰ als hier – immerhin vom Feuilletonchef einer der renommiertesten deutschen Tageszeitungen – Figuren und Muster der Kulturkritik aktualisiert werden, an deren (fätaler) Wirkmacht im Blick auf die Kulturgeschichte nicht gezweifelt werden kann.

Mögen sich wenige so deutlich und so exponiert zu Wort melden wie Schirmmacher, so ist doch zu vermuten, dass seine Positionen durchaus stillschweigende Anhänger und Beteiligte haben. So liegt es nahe, den prekären Status der Veränderungen und die kurze Zeit hervorzuheben, in der sie bislang in der politischen und medialen Realität wirksam sind. Zeigt doch der Rückblick auf die eingangs in Erinnerung gerufene Zeit der beginnenden Weimarer Demokratie, dass der Eindruck, den einige kämpferische und politisch aktive Frauen angesichts der ihnen neu gewährten Rechte hatten, dass nämlich die „Frauenfrage“ nun mehr gelöst wäre, weder auf einem allgemeinen Konsens beruhe noch Dauer beanspruchen konnte. Sowohl die Vorstellung, dass der Emanzipationsprozess unumkehrbar sei und als Zeichen gesamtgesellschaftlicher Verbesserung allgemein akzeptiert und begrüßt werden müsste, als auch die Vorstellung, die Kategorie Geschlecht könnte im Hinblick auf Repräsentations- und Machtfragen einmal völlig unwichtig und insofern als neutral wahrgenommen werden, erweisen sich als weltfremd und a-historisch.

Eher zeigen die aktuellen Beispiele, dass es nicht allein um eine rhetorische Ermächtigung derjenigen gehen kann, die bislang von den Bühnen öffentlicher Repräsentation weitgehend ausgeschlossen waren, im Glauben, ihnen so Zugang zu einer Sphäre zu verschaffen, die durch bestimmte gleichbleibende Codes, Regeln und Wissensbestände geprägt ist. Vielmehr bringt die zunehmende Auflösung des Gegensatzes von ‚männlichen‘ und ‚weiblichen‘ Re-

²⁰ Tatsächlich reagierten nur wenige seriöse Organe und kaum eine der inkriminierten Frauen öffentlich auf den Artikel, ein Zeichen dafür, dass die Provokation nicht als ernstzunehmende begriffen wurde, mit der sich auf Augenhöhe auseinandersetzen gelohnt hätte. Vgl. hierzu auch Gerhard Häfner: „Männer dämmern. Wie Herr Schirmmacher leidet“, in: *Freitag* (11.7.2003), <http://www.freitag.de/2003/29/03291102.php>, 4.4.2006.

deorten und Redeweisen, von Führungs- und Moderationsstil die Chance, aber auch die Schwierigkeit mit sich, dass selbst scheinbar feststehende Kategorien, wie sie die ‚alte Rhetorik‘ voraussetzt, in ihrer Veränderlichkeit und rhetorischen Verfasstheit erkennbar werden. Ein neues und zeitgemäßes Bewusstsein für Rhetorik, das auch den Gender-Aspekt mitbedenkt, bedeutet also nicht nur das Bemühen um den Erwerb rhetorischer Kompetenz, die viele Rhetorikratergeber und -trainings in der stillschweigenden Annahme versprechen, dass es sich um kodifizierte oder mindestens kodifizierbare Fertigkeiten handelt. Vielmehr fordert es mindestens ebenso sehr eine anhaltende Wachsamkeit in Bezug auf die Wirkung und Bedeutung bestimmter rhetorischer Figuren und Wendungen, die entweder der Fixierung und Fortschreibung oder aber der Subversion von Geschlechterordnungen dienen können. Ideologiekritik und Selbstbehauptung sind, so betrachtet, keine Gegensätze, sondern finden im selben Medium, dem der Rhetorik, statt, das nun gerade nicht hinter den konstituierten Aussagen und Positionen verschwinden, sondern erkennbar bleiben sollte.

Gerade das Beispiel Sabine Christiansens ist diesbezüglich besonders aufschlussreich, da sie zwei verschiedene Formen weiblicher Repräsentation zugleich zu verkörpern scheint. Zum einen entspricht sie in Erscheinung und Gestus vielfach noch jenen Sprecherinnen, die sich selbst möglichst weitgehend zurücknehmen, um allein dem männlichen Wort, den von Männern artikulierten Meinungen und zur Schau gestellten Persönlichkeiten, Raum zu geben.²¹ Zum anderen aber hat sie sich mit der Sendung, deren Themen und Gäste sie (mit)bestimmt, im engen Wortsinn einen Namen gemacht. Gerade das offenbar schwer zu fassende Zugleich, das Ineinanderumschlagen von engelhaftem Medium in selbstbewusste Machtinstantz wirkt offensichtlich besonders bedrohlich, wie Schirmmachers ‚Analyse‘ anschaulich macht. Das Zutagetreten eines persönlichen Profils, das Interessen und Einfluss auf eine politische Agenda erkennen lässt, muss die beruhigende Vision von einer weiblich verkörperten Bühne, auf der Männer mit ihren Partikular-

²¹ 1999 wurde die Sendung wegen der mangelnden Repräsentanz von Frauen auf dem Treffen der Medienfrauen mit der jährlich verliehenen „Sauren Gurke“ prämiert. Die in diesem Kontext verwendete Beschreibung, die Sendung präsentiere sich meist als „Gruppenbild mit Dame“ wurde seitdem immer wieder aufgegriffen.

interessen aufzutreten, die aber selbst neutral und in gewisser Weise ideal bleibt, grundsätzlich erschüttern.

Der spezielle Fall zeigt, dass der Grat zwischen einer Idealisierung des Weiblichen als Verkörperung abstrakter Ideale einerseits und seiner Perhorreszierung als kulturzerstörerische Kraft, die eigene Interessen über alles setzt und jede soziale Bindung und Vermittlung zerschlägt, in der traditionellen Imagination von Weiblichkeit schmal ist. Weibliche Rede und Artikulation sind im Laufe der Kulturgeschichte häufig entweder, wie im Falle der von Schirmmacher zuletzt heraufbeschworenen Mörderinnen, mit einem gewaltsamen Akt der Zerstörung assoziiert worden, der sich gegen das Höchste und Heiligste richtet. Oder aber sie wurden als reine Stimme gedacht, die eine, jede partikuläre Meinung überschreitende Wahrheit anklingen lässt. Auf demokratische Verhandlungsstrukturen bezogen entspräche dies einer (weiblichen) Verkörperung der Idee vom Austausch und von der Pluralität der Positionen als solche. Eine Frau, die als Teil eines politischen Gemeinwesens aufzutreten versucht, innerhalb dessen sie sowohl Partikularinteressen (die auch die Gruppe der Frauen betreffen können) vertreten wie sich auf ein abstraktes Ganzes beziehen will, muss naturgemäß beide Extreme der Weiblichkeitsidentifikation vermeiden. Einiges spricht dafür, dass eine Rednerin, die zumindest weiblicher Rede sowie ihren wiederholt auftretenden Konstellierungen hat, dieser Aufgabe am ehesten gewachsen ist.

Zu diesem Band

Die Beiträge dieses Bandes gliedern sich in vier Sektionen, zwischen denen sich indessen eine Vielzahl von Querbezügen ergeben:

Unter der Überschrift *Geschlechter/Beziehungen* finden sich drei eher grundlegende Artikel, die vor Augen führen, welcher Ort dem Aspekt ‚Gender‘ in den Disziplinen Linguistik, Sprechwissenschaft und Literaturwissenschaft heute zugewiesen wird. Alle drei Beiträge machen deutlich, dass ‚Geschlecht‘ keine biologisch-ontologische Gegebenheit ist, sondern sprachlich bzw. rhetorisch aus-

gehandelt wird. In diesem Sinne ist Geschlecht auch keine absolute Größe, sondern konstituiert sich relational innerhalb eines Feldes von Beziehungen.

Susanne Günthner gibt einen umfassenden Überblick über Entwicklung und gegenwärtige Fragestellungen der linguistischen Gender Studies. Im Mittelpunkt steht das Konzept des *doing gender*, der kommunikativen sozialen Aushandlung von Geschlecht, wie es von Seiten der Sozialwissenschaften in die Diskussion eingebracht wurde. Der Artikel macht deutlich, dass viele Merkmale geschlechtsspezifischen Sprachverhaltens, die universell erscheinen, dies keineswegs sind. Stattdessen stellen sie sich bei genauerer Analyse als kulturell vielfältig und durchaus heterogen dar. Susanne Günthner zeigt, dass Gender in den meisten Fällen nicht exklusiv und losgelöst von anderen sozialen Faktoren auftritt und untersucht werden kann, sondern in Koinkurrenz mit anderen sozialen Parametern zu beobachten ist. Von aktueller Bedeutung und Relevanz sind Positionen, die argumentieren, dass in modernen Gesellschaften Gender zunehmend irrelevant wird und ein *undoing gender* zu konstatieren ist. Hier stellt Günthners Beitrag differenzierende Fragen, die auch ein neues Feld sprachwissenschaftlicher Geschlechterforschung eröffnen.

Auf der Grundlage des Konzepts der Responsivität, das jede Sprechäußerung als Antwort auf eine vorausgegangene Sprechhandlung und demzufolge als reziprokes Produkt von Zuschreibung und Darstellung, gesellschaftlicher Norm und Abweichung begriff, plädiert **Christa M. Heilmann** dafür, in der wissenschaftlichen Beschreibung individueller Sprechäußerungen die in der älteren sprach- und sprechwissenschaftlichen Forschung verwendeten Attribute ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ zu vermeiden, weil der Parameter ‚Geschlecht‘ von soziokulturellen Zuschreibungen und gesellschaftlichen Relevanzgradierungen abhängig ist. Stattdessen schlägt sie vor, von themen- oder aufgabenbezogenem Gesprächsstil‘ auf der einen Seite, von ‚sozialemotionalalem Gesprächsstil‘ auf der anderen Seite zu sprechen, da sich Männer und Frauen gleichermaßen der jeweiligen Register bedienen können.

Ausgehend von dem Phänomen der sich im 19. Jahrhundert herausbildenden Mode expliziert der Beitrag von **Barbara Vinken** den diskursiven Zusammenhang von Rhetorik und Weiblichkeit. Er zeigt, dass sich die bürgerliche Gesellschaft in Abgrenzung von der feudalen Adelskultur konstituierte, in der das Weibliche, auch und gerade in seinen vestimentären Inszenierungen, als mit dem Schein und damit als mit der Rhetorik verbunden wahrgenommen wurde. Am Beispiel einer Rousseau-Lektüre führt Vinken die rhetorische Konstruktion sowohl des bürgerlichen Männlichkeits- als auch des bürgerlichen Weiblichkeitsideals in ihrer spiegelhaften Aufeinanderbeziehung vor Augen. Sie wird der bürgerlichen Geschlechterordnung dann gefährlich, wenn sie offensiv ausgestellt wird und damit die Differenz der Geschlechter zu kollabieren droht.

Der Abschnitt **Politik/Strategien** bündelt Beiträge, in denen der politische Aspekt der Rede, insbesondere der weiblichen Rede, im Vordergrund steht. Politisches Agieren wird unter dem Gesichtspunkt des Strategischen gefasst, insofern als es den Einsatz seiner Mittel nach Maßgabe eines zu erreichenden Ziels unter institutionellen Rahmenbedingungen kalkuliert, die Frauen bei aller gesellschaftlich verbürgten ‚Gleichheit‘ nicht gleich behandelt und aus strukturellen Gründen nicht gleich behandeln kann. So verweist bereits die programmatische Rede von ‚Gleichheit‘ auf die sie motivierenden Unterschiede.

Cheryl Glenn referiert Ansatz und Zielsetzung zweier von ihr verfasster Monografien, *Rhetoric Retold: Regendering the Tradition from Antiquity through the Renaissance* (1997) und *Unspoken: A Rhetoric of Silence* (2004). Geht es ihr im ersten Buch darum, Frauen, denen üblicherweise der Status rhetorischer Partizipation und Autorität verweigert wurde, überhaupt in die Geschichte der Rhetorik einzuschreiben, beleuchtet der zweite Band das Schweigen als ambivalente rhetorische Strategie: zum einen als eine Strategie der Macht, mit der andere zum Schweigen gebracht werden, zum anderen als Mittel, auf Machtstrukturen aufmerksam zu machen und – paradox genug – damit die eigene Stimme zu erheben. Schweigen hat immer eine Bedeutung, argumentiert Glenn. Insgesamt stellt ihr Beitrag ein engagiertes Plädoyer für eine Transformation der traditionellen ‚männlichen‘ Rhetorik dar, die auf

Herrschaft und Wettstreit abzielt, hin zu einer ‚invitatorischen‘ Rhetorik, die nicht ausschließt, sondern gleichberechtigte Teilhabe anstrebt.

Aus der Perspektive der Historikerin untersucht **Christiane Streibel** die rhetorische Präsenz von Parlamentarierinnen der Deutschen Nationalen in der Volksvertretung der Weimarer Republik. Der Beitrag erfüllt insofern ein Forschungsdesiderat, als er politische Rednerinnen in der Rhetorikgeschichte sichtbar macht und ihre Redeauftritte genau analysiert. Dabei werden sowohl die rhetorischen Umgangsformen im Reichstag als auch Quantität und Themenspektrum der von deutschen Nationalen weiblichen Abgeordneten gehaltenen Reden in den Blick genommen. Besondere Aufmerksamkeit gilt den parlamentarischen Praktiken der Anerkennung. Auch wenn die deutsche nationale Fraktion ganz offensichtlich ihren Vertreterinnen nicht allzu viel zutraute, kann Streibel doch auf einzelne Beispiele rhetorischer Souveränität verweisen. Insgesamt wird deutlich, dass in den Verhandlungen des Parlaments das Geschlecht der Parlamentarier/innen nur in Ausnahmefällen explizit gemacht wurde. Der Artikel führt vor, dass die deutschen Nationalen Volksvertreterinnen alle Register der parlamentarischen Sprachen beherrschten und darüber hinaus die parlamentarisch wenig angesehene ‚Sprache der Interessen‘ sprachen.

Der Beitrag von **Brigitte Mral** argumentiert in Anbetracht der Tatsache, dass sich eine zunehmende gesellschaftliche Gleichstellung von Frauen abzeichnet, für eine Öffnung des tradierten rhetorischen Selbstverständnisses: Geht die Rhetoriklehre davon aus, dass jeder/nach entsprechender Rhetorikschulung die Möglichkeit hat, das Wort zu ergreifen, insistiert Mral auf einer Berücksichtigung unterschiedlicher Statusbedingungen. Diese spiegeln hierarchische Machtverhältnisse und sind dafür verantwortlich, dass es eben keinen gleichberechtigten Zugang zur Wortergreifung gibt. Dies betrifft v.a. Frauen, aber auch andere gesellschaftlich unterprivilegierte Gruppen. Diese haben gleichwohl Strategien entwickelt, die ihnen den Zugang zum Wort ermöglichen wie z.B. Neutralisierung der Redeposition, Einsatz von Bescheidenheitstopoi, Formulierung von Fragen statt von Behauptungen. Diese oftmals als spezifisch

‚weiblich‘ angesehenen Verhaltensweisen werden von Mral als Strategien gelesen, die eingesetzt werden, um überhaupt an dominanten rhetorischen Diskurs partizipieren zu können. Dass dabei die Strukturen der machtorientierten Rhetorik zu Tage treten, führt zu der Folgerung, dass die Rhetorik sich selbst kritisch befragen und ‚andere‘ Verhaltensweisen als die herkömmlichen agonalen in ihren Kanon aufnehmen muss.

Isabelle Stauffer wirft einen genderkritischen Blick auf die Schreibweise der Ironie und macht darauf aufmerksam, dass Frauen in literaturgeschichtlichen Darstellungen selten mit Ironie in Verbindung gebracht werden. Dadurch entsteht der Eindruck, so Stauffer, als gäbe es keine ironischen Schriftstellerinnen. Der Grund dafür, warum Frauen der Modus der Ironie nicht konzediert wird, liegt in dem Weiblichkeitsbild, das zu dem historischen Zeitpunkt vorherrschte, zu dem Frauen in die literarische Produktion eintraten: In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden Frauen auf die *imago* der Natürlichkeit verpflichtet, die mit ironischer *simulatio* bzw. *dissimulatio* nicht vereinbar war. Zwar hat die Forschung die ironische Dimension im Schreiben von Autorinnen, die um 1900 tätig waren, wie Franziska von Reventlow oder Annette Kolb registriert, sie jedoch autobiografisch interpretiert. Isabelle Stauffer zeigt, dass erst die Theoretikerinnen des Poststrukturalismus Ironie i. S. einer ironischen Mimesis als dezidiert feministische Strategie propagierten.

Julia Neumann liest Gabrielle Witkops 2001 erschienenen Roman *Sérénissime Assassinat* (dt. *Der Witwer von Venedig*), der einer de Sade'schen Ästhetik des Hässlichen und des Obszönen folgt, aus einer dezidiert Gender und Rhetorik verschränkten Perspektive. Im Mittelpunkt des Textes steht eine nonverbale Auseinandersetzung zwischen Sohn und Mutter, in der Eheschließung und Schwängerung als männlichen Redeakten die an vier jungen Ehefrauen verübten Giftmorde als weibliche Gegengende gegenübergestellt werden. Vor dem Hintergrund der in der Forschung wiederholt festgehaltenen Beobachtung, dass der Giftmord in der Kulturgeschichte des Verbrechens als ‚weiblichste Form des Mords‘ erscheint, steht mit dieser Form weiblicher *argumentatio* auch eine spezifische Rhetorizität des Weiblichen zur Debatte. Die

Radikalität von Wittkops Text – und der von Julia Neumann vortragenen These vom Giftmord als weiblichem Argument – scheint nur in Anbetracht der Tatsache möglich, dass in *Sévensime Assasinat* die Polarität der Geschlechter zunehmend zerbricht, insofern als dem Anderen der Weiblichkeit kein männliches, ‚Eigentliches‘ als verlässliche und dominante Redeposition mehr zu korrespondieren vermag.

Figuren/Figurationen – unter dieser Leitperspektive werden Aufsätze zusammengefasst, die kulturelle Topoi, v.a. aber wirkmächtige Weiblichkeitsimagines, aus einer dezidiert rhetorischen Perspektive reformulieren. Figuren erscheinen auf diese Weise als Figuretionen, deren offenkundige Rhetorizität ein kritisches Licht auf ihre Funktion im gesellschaftlich-politischen Diskurszusammenhang wirft.

Eine rhetorische Perspektivierung der aktuellen Rede über Europa unternimmt der Beitrag von **Claudia Röser**. Er weist auf die Topik des Europa-Diskurses hin, der Europa beispielsweise als kulturelle oder aber als geografische Einheit anspricht. Ausgehend von der immer noch üblichen Weise, Europa als Frauenfigur zu imaginieren, werden verschiedene rhetorische Lesarten in ihren Konsequenzen durchgespielt: Was bedeutet es, wenn man die europäische Frauenfigur als Metapher denkt und welche Konsequenzen hat es, sie als Allegorie oder als Personifikation zu lesen? In jedem Fall wird deutlich, dass die rhetorischen Akte Europa als Einheit erst konstituieren und dass der Einheits-Traum der Europäer in rhetorischer Sicht eine höchst problematische Einheit zu denken gibt.

Martina Wagner-Egelhaaf plädiert in ihrem Artikel für die Rhetorik als Mittel der Kulturanalyse. In den Blick genommen wird die rhetorische Konstruktion von Nationalallegorien und ihre diskursive Funktion in der männlich bestimmten kulturellen Ordnung. Der Beitrag untersucht paradigmatisch literarische und filmische Versionen von Germania ausgehend von den historischen Germania-Monumenten, die v. a. im 19., aber auch noch im 20. Jahrhundert in Deutschland verbreitet waren. Bertolt Brechts „Deutschland“-Gedicht von 1933 wird ebenso im Hinblick auf seine Verschränkung von Rhetorik und Geschlecht untersucht wie Helma Sanders-

Brahms Film *Deutschland, bleiche Mutter* (1980) und Heiner Müllers *Germania-Dramen* (1977/1996). Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass 2002 in der Berliner Oper Neukölln eine Oper mit dem Titel *Angela* – eine *Nationaloper* zur Aufführung gebracht wurde, beleuchtet der Aufsatz darüber hinaus die öffentliche Wahrnehmung Angela Merckels und ihres politischen Aufstiegs. Es wird die Frage gestellt, inwiefern eine konkrete Frau und erfolgreiche Politikerin, die auch zum Sinnbild für die politische Chancengleichheit der Frau in Deutschland geworden ist, in die Funktion einer Nationalallegorie eintreten kann.

Am Beispiel der Heiligen Katharina von Alexandria stellt **Doerte Bischoff** Überlegungen zur rhetorischen Kanonbildung an. Tatsächlich weist die Geschichte der Rhetorik keine *Rednerinnen* auf. Dem scheint die Figur der Hl. Katharina zu widersprechen, denn die so gebildete wie begabte junge Frau soll um 300 n. Chr. aufgrund ihrer rhetorischen Fähigkeiten die angesehensten Philosophen und Rhetoren des Landes im Disput besiegt haben. Kanonisiert wird Katharina nicht nur innerhalb der Kirche als Märtyrerin und Notbehelferin, sondern auch als Patronin von Rhetoren, Lehrern und Universitäten. Die Allegorisierung der Figur überschreibt dabei regelrecht mögliche historische Vorbilder der Legende (z. B. Hypatia), deren Spuren lediglich bruchstückhaft rekonstruiert werden können. Der Beitrag formuliert die These, dass die Berichte von der körperlichen Zerstückelung Hypatias (die möglicherweise in der Beschreibung der Katharina zugeordneten Marter nachklängen) die Gewalt dieser mit der Transformation in einen allegorischen Zeichenkörper verbundenen „Operation am weiblichen Körper“ erinnern. Diese wird so als Funktion männlich regulierter, auf Einheit und Homogenität abzielender Traditionsbildung lesbar, die den Eintrag weiblicher Rednerschaft nicht zuließ.

Der Aufsatz von **Birgit Althans** rekonstruiert den Klatsch als Form weiblicher Rede und nimmt seine rhetorischen Rahmenbedingungen und Konstitutions Elemente in den Blick. Er sucht die Ursprünge des ‚Klatschens‘ im sozialen Kontext der Waschweiber seit der frühen Neuzeit auf und beschreibt die diskursive Attribuierung des Klatsches als weiblich, die ihre Begründungen nicht zuletzt auf die weibliche Anatomie stütze. Birgit Althans zeigt weiter die Ent-

stehung des ‚männlichen Klatsches‘ in den Kaffeehäusern des 18. Jahrhunderts, in denen sich Geschäftsleute und Politiker trafen und die Verbreitung von Informationen und Neuigkeiten systematisch organisiert wurde, etwa, nach dem Vorbild des christlichen Predigers, durch die Einführung eines ‚Redners in der Auktionskanzlei‘ in Loyds Kaffeehaus. Schließlich stellt Althaus die These auf, dass namentlich der männliche Klatsch unter dem Decknamen des investigativen Journalismus zunehmend Einzug in unsere gegenwärtige Medienkultur gehalten hat.

Im Blick auf eine den Alltagsdiskurs durchziehende ‚kannibalische‘ Metaphorik, derzufolge man beispielsweise jemanden ‚zum Fressen gern‘ haben kann, diskutiert der Beitrag von **Julia Bodenburg** die Rhetorizität einer sich im Zeichen des Kannibalismus krisenhaft darstellenden Begehrensstruktur und gesellschaftlichen Geschlechterordnung. Am Beispiel von Kleists *Penthesilea*, gleichsam ein literarischer Urtext kannibalischer Liebesrede, Slavenka Drakulits *Das Liebesopfer* und Italo Calvinos *Unter der Jaguar-Sonne* werden die Geschlechterverhältnisse, die das kannibalische Begehren konstituieren, in ihren unterschiedlichen Kodierungen herausgearbeitet. Bemerkenswerterweise sind es namentlich weibliche Figuren, die den kannibalischen Diskurs agieren und auf diese Weise das Funktionieren gesellschaftlicher Macht- und Symbolstrukturen, in denen es immer auch um Redepositionen geht, aufzeigen und gleichzeitig stören.

Lily Tonger-Erk greift eine Figur weiblicher Rede auf, die in den letzten Jahren im Bereich der populären Ratgeberliteratur wie in den Medien eine signifikante Bedeutungsverschiebung durchgemacht hat: ‚die Zicke‘. Stellt die Zicke im traditionellen Geschlechterdiskurs eine negative Bezeichnung für weibliche Aufsässigkeit und Penetranz dar, wird sie in neuen Rhetorik-Ratgebern für Frauen, analog den Resignifizierungen wie sie etwa auch die Begriffe ‚schwul‘ oder ‚Kanake‘ durchlaufen haben, als positive Bezeichnung für eine am Modell der männlichen Rede orientierte, aggressive, konfrontative und direkte weibliche Rede-strategie propagiert. Auch wenn die Zicke, wie Tonger-Erks Beitrag zeigt, einen Grenzgang zwischen den herkömmlichen Geschlechter-topiken unternimmt, stellt sich die Frage, ob die Zicken-Strategie

letztlich nicht doch den konfrontativen männlichen Redestil wie er in Politik und Wirtschaft vorherrscht, affirmiert.

Die letzte Sektion trägt die Überschrift **Stimmen/Performances**. Die Stimme ist das primäre Medium rhetorischer Performanz. Die hier zusammengestellten Beiträge untersuchen die Stimme im Hinblick auf ihre Gender-Bezüge, die insbesondere in künstlerischen Inszenierungen die Konstruiertheit ihrer Geschlechtszuschreibungen offenbaren und auf diese Weise zur kritischen Subversion kultureller Wahrnehmungsmuster beitragen.

Doris Kolesch stellt zehn Thesen zur Stimme auf. Sie argumentiert gegen die kulturelle Privilegierung des Visuellen und plädiert für eine stärkere Berücksichtigung der auditiven Dimension in der gesellschaftlichen Kommunikation, ja, die Stimme erscheint geradezu als paradigmatischer Sinn menschlicher Sozietät, insofern sie situativ, ereignishaft und energetisch Sprecher/in und Zuhörer/in miteinander verbindet. Des Weiteren wird die Stimme als eine Spur des Körpers exponiert, die auf Geschlecht, Alter, regionale Herkunft oder psychische Gestimmtheit des/der Sprechenden verweist. Im Kontext des vorliegenden Bands von besonderem Interesse ist die Feststellung, dass es keine geschlechtslose Stimme gibt.

Ausgehend von der traditionellen Engführung der *ars musica* und der *ars oratoria* zeichnet der Beitrag von **Sigrid Nieberle** die geschlechtsbezogene Wahrnehmung der Gesangsstimme nach, wie sie für den abendländischen Musikdiskurs maßgeblich geworden ist. Sie macht auf die Entkopplung von geschlechtlich kodierter Gesangsstimme und Geschlechtskörper des Sängers/der Sängerin aufmerksam und zeigt dabei die historische Veränderlichkeit geschlechtlicher Zuordnungen auf. Insgesamt lässt sich in der kulturellen Wahrnehmung über die Jahrhunderte hinweg eine Effeminierung des Stimmapparates feststellen. Nieberle macht deutlich, dass das *two sex model*, das erst im Laufe des 19. Jahrhunderts Einzug in die Domäne des Kunstgesangs hielt, bis heute prägenden Einfluss auf die Vorstellungen von weiblichen und männlichen Stimmen hat.

Dass nicht nur Geschlechtsidentitäten, wie man spätestens seit Judith Butler weiß, diskursiv erzeugt werden, sondern dass auch

Stimmen geschlechtsvariabel sind, wird im Beitrag von **Jenny Schrödl** dargelegt. Die Erwartung, dass männliche Stimmen tief und sonor klingen (müssen) und ihnen daher mehr Autorität zukommt, während weibliche Stimmen hell und melodiös sind, beruht auf kulturell stereotypisierten Vorstellungs- und Wahrnehmungsmustern, die in aktuellen Stimmperformances von Künstlerinnen wie Rachel Rosenthal oder Laurie Anderson gezielt unterlaufen werden. Ihre Performances setzen auf die Performativität stimmlicher Geschlechtsmarkierungen, in denen Oppositionen wie ‚männlich-weiblich‘, ‚homo-hetero‘, ‚natürlich-künstlich‘ außer Kraft gesetzt werden. Kritisch wird in Schrödls Beitrag die Frage diskutiert, ob solche Travestien in der Lage sind, die kulturell wirkmächtigen Vorstellungen, die männlichen und weiblichen Stimmen eine biologische Essenz zusprechen, zu relativieren.

Der Aufsatz von **Christian Schmitt** schließlich führt aus, wie die populäre Musikkultur der Gegenwart Topoi weiblicher Rede aufgreift und auf dem Wege der Sichtbarmachung ihrer technischen Erzeugtheit möglicherweise parodistisch subvertiert. Am Beispiel von Musikvideos der isländischen Sängerin Björk, die als visuelle Übersetzung stimmlicher Artikulationsakte gelesen werden, analysiert Christian Schmitt die aufgerufenen Topiken des Sirenen gesangs und der Mutterstimme. Sie werden einerseits im Hinblick auf die Tradition des Ausschlusses weiblicher Rede aus dem Bereich des Rhetorischen interpretiert, andererseits in ihrer medientechnisch realisierten visuellen Performanz und der Geste ihrer pathetischen Überschreitung genau beobachtet. Am Ende stellt sich die Frage, ob die Inszenierung geschlechtlicher Zuschreibungen, die etwa Weiblichkeit als veränderliche Materie entwerfen, mit den Mitteln der digitalen Technik sich lediglich einer effektvollen Vermarktungsstrategie verdankt oder über das Moment der kritischen Reflexion andere Formen weiblicher Rede denkbar werden lässt.